Schreibwettbewerb 2015/16

Kollegium Spiritus Sanctus Brig

Klassement des Schreibwettbewerbs 2015/16

Kategorie A

1. Preis:	Die Welt, ich und der eine Moment	Jasmin Bilgischer, 1G
2. Preis:	Tsunami	Anina Salzmann, 1B
3. Preis:	Kühle Nächte	Michelle Stoffel, 1F

Kategorie B

1. Preis:	Wallis	Sophie Bucher, 2A
2. Preis:	Play	Jeanne Lehmann, 2B
3. Preis:	Ein besseres Leben	Anika Ruppen, 3B

Kategorie C

1. Preis:	Blühling	Michael Imhof, 4D
2. Preis:	Klaviersonate	Jonas Pfammatter, 5G
3. Preis:	Alice' Abenteuer im Wunderland	Joël Zuber, 5G

Sponsoren des Schreibwettbewerbs 2015/16

BRIG GLIS
Kulturkommission
Brig-Glis

N'art
KuKo Naters

Kulturkommission der Gemeinde Visp

Rottenbund

Walliser Kantonalbank

Die Korrespondenz

Ein besonderer Dank gilt dem Team der Gemeindebibliothek Naters, dank deren besonderer Gastfreundschaft wir dort bereits zum dritten Mal unsere Lesung veranstalten dürfen.

Ebenso ein grosses Merci an die Druckerei *s+z*:**gut***zum***druck.** für die unentgeltliche Arbeit der Layouts für das Dossier, den Flyer, das Plakat und die Urkunden.

Jury des Schreibwettbewerbs 2015/16

Valentin Abgottspon
OS-Lehrer
Litternaweg 12
3930 Visp
+41 78 671 08 03
valentin.abgottspon@gmail.com

Stefanie Ammann
Schauspielerin
Militärstrasse 36
3014 Bern
+41 79 367 71 98
stefania.ammann@gmx.ch

lic. phil. Mathias Gsponer
Journalist
Oberer Saltinadamm 64
3900 Brig
+41 78 835 27 06
gsponer.mathias@gmx.ch

Dr. med. Stephan König
Kinderarzt und Lyriker
Sandmattenstrasse 1
3900 Brig
+41 79 220 29 09
st.koenig@gmx.ch

Dr. Roger Meyenberg
Gymnasiallehrer
Ringstrasse 51
3951 Agarn
+41 79 567 97 64
roger.meyenberg@spiritus.ch

Anna Schmidhalter
Germanistin
Azurstrasse 10
8013 Zürich
+41 79 368 55 45
anna_schmidhalter@hotmail.com

Sabrina Zimmermann
Germanistikstudentin
Niederdorfstrasse 3
8001 Zürich
+41 79 233 28 58
sabrina.z@gmx.ch

Die Texte der Preisträgerinnen und Preisträger erscheinen in diesem Dossier so, wie sie von denselben eingereicht wurden.

1. Preis
Kategorie A (1. Klassen)

Jasmin Bilgischer, 1G
Die Welt, ich und der eine Moment

Die Welt, ich und der eine Moment ist eine kunstvoll aufgebaute Kurzgeschichte, die sich durch grosses erzähltechnisches Geschick auszeichnet. Das scheinbar banale Thema des Verliebens wird dem Leser durch eine Reihe sinnlicher Eindrücke vermittelt. Erst durch gustatorisch-olfaktorische Wahrnehmungen, die sich langsam – via den „nutellabraunen Augen“ des Jungen – zum ausschliesslich Visuellen hin verschieben und im „Starren“ im Bus einen ersten Höhepunkt findet.

Mit dem gegenseitigen Anstarren der Protagonisten schafft die Autorin Jasmin Bilgischer eine Zeitdehnung, die es dem Erzähler erlaubt, durch geschickten Perspektivenwechsel mit Rückblenden und Verweisen auf die Popkultur, die Protagonisten zu charakterisieren und Einblick in deren Innenleben zu geben.

Dadurch entsteht ein Spannungsbogen, der in einem letzten Perspektivenwechsel gipfelt: „Mist, ich muss gehen“ – „Mist, sie muss gehen“. Die Pointe der Geschichte findet sich erst im allerletzten Wort des Textes, das zugleich auch Beginn des langersehnten Dialoges ist. Ein Happy-End reduziert auf die elementarste Form menschlicher Kommunikation: „Hallo…“

Die Welt, ich und der eine Moment ist eine Geschichte über das Verlieben, aber auch über die Urbedürfnisse des Menschen: Zuwendung, Wertschätzung und Identität.

Roger Meyenberg

Die Welt, ich und der eine Moment

Ich überquerte die Strasse mit einem Strom von Menschen. Ich beobachtete sie. Wie sie gingen, sich bewegten, ja, jeder hatte eine andere Art sich zu bewegen. Gerade, gebückt, steif und doch alle gleich, nämlich gestresst. Was hier in der Stadt nun schon Alltag war, verwirrte mich. Was sahen diese Menschen noch von unserer Welt? Bemerkte der Herr links von mir, der auf sein Smartphone starrte, dass er die Dame neben ihm angerempelt hatte? Oder die Frau links von mir, dass sich von der Modezeitschrift, die sie gerade in der Hand hielt, ein riesiges Plakat am gegenüberliegenden Haus befand? Es gab so vieles zu sehen und doch sahen die meisten nichts.

Der kühle Wind wirbelte das Herbstlaub durch die Strassen. Ich erreichte die U-Bahnstation und stieg die Treppe hinunter. Ein muffiger Geruch wehte mir entgegen. In der Ecke befand sich ein Obdachloser, den ich hier schon einige Male gesehen hatte. Ich ging zum Supermarkt und steuerte auf die Backwaren zu. Dort stand eine alte Frau, die die Brote mit kritischer Miene musterte. Sie zweifelte wohl, ob der Bäcker dieses Brotes dieselben Kochkünste besass wie sie. Als ich meine Hand nach einem Schokoladen-Muffin ausstreckte, zog sie missbilligend die Augenbrauen nach oben. Ich überlegte kurz und griff dann nach einem Brot. An der Kasse bezahlte ich. Dann steuerte ich zielsicher auf den Obdachlosen zu. Meine Mutter sagte immer, dass ich solchen Menschen nichts geben sollte und dass sie selbst an ihrer Lage schuld waren. Doch ich dachte das nicht. Dieser Mann sah hungrig aus. Ich gab ihm das Brot in seine schmutzigen Hände. Er schaute mich etwas ungläubig an, bis er begriff, dass das Brot für ihn war. Er fing an zu lächeln und das Lächeln nahm alles Angsteinflössende von ihm. Obwohl er dringend mal einen Zahnarzt aufsuchen sollte. Er dankte, und diese Freude in seinem Gesicht zu sehen, zauberte mir selbst ein Lächeln aufs Gesicht. Eine kleine Tat und doch so viel. Während ich in meinen Muffin biss, begab ich mich aufs richtige Gleis. Er schmeckte herrlich. Der Zug fuhr ein, Menschen stiegen aus und ein. Ich tat es ihnen gleich und stieg schnell ein. Kurz darauf schlossen sich die Türen. Im Zug roch es nach Bier und einem undefinierbarem Geruch, von dem ich gar nicht wissen wollte, wovon er stammte. Ich sass alleine auf einer Bank und wartete darauf, endlich nach Hause zu kommen. Nächster Halt, Menschen drängelten, stiegen aus und dieser Junge mit diesen unglaublich schönen Nutellabraunen Augen (Gibt es etwas Besseres als Nutella?) setzte sich mir gegenüber. Er war zirka im selben Alter wie ich, hatte einen freundlichen Ausdruck und... Oh nein, er hatte mich beim Starren erwischt! Ein Lächeln umspielte seinen

Mund. Ich senkte verlegen den Blick, war ich doch viel zu schüchtern. Er sah gut aus. Ich sollte den Mut fassen ihn anzusprechen. „Hallo“, hätte ich zu ihm gesagt. So simpel wie es doch war, so viel Mut kostete es. Selbst meine Oma war mutiger gewesen als ich, als sie meinen Opa damals angesprochen hatte. Eine Geschichte, die sie mir schon gefühlte hunderte Male erzählt hatte. Sogar mein jüngerer Bruder, der nur schon rot anlief, wenn man ihn auf Sarah ansprach, hatte sich überwunden, sie nach einem Date zu fragen (obwohl die Antwort ein enttäuschendes Nein war und ich mir die ganzen Wochen sein Gejammer anhören musste). Ich bin ein Waschlappen im Vergleich zu ihnen. Ich hatte gerade so viele Male einen fremden Jungen angesprochen, wie ich in Mathe eine Sechs erhalten hatte (und das hielt sich wirklich, wirklich in Grenzen). Oder wie Ludwig XIV nicht gedacht hatte, er sei allmächtig, oder wie Angela Merkel... Stopp! Ich komme vom Thema ab. Also: Würde ich ihn ansprechen, verständen wir uns vielleicht super. Wir würden uns ewig lange unterhalten und wir würden unsere Nummern austauschen. Falls er überhaupt ein Handy hatte, was im 21. Jahrhundert sehr wahrscheinlich war. Er würde mich anrufen. Ganz bestimmt. Ich hob den Blick wieder. Er schaute mich ja immer noch an!

Ein schönes Mädchen sass mir gegenüber. Ihre Wangen wurden sogar ein wenig rot, als sie bemerkte, dass ich sie beim Starren erwischt hatte. Was sie wohl von mir dachte? Vielleicht hielt sie mich ja für einen aufgeblasenen Macho. Ich sollte aufhören sie anzustarren. Aber sie war wirklich aussergewöhnlich schön. Und wie schon Andy Williams damals sang: „Can`t take my eyes of you. “ Wenn ich doch nur mehr Erfahrung hätte, wie man mit solchen Situationen umgeht. Sollte ich sie ansprechen? Bei Frauen wusste man(n) nie, das wusste ich von meiner jüngeren Schwester. Sie war einmal total vernarrt in diesen, wie hiess er noch gleich, Justin Bieber gewesen. Also auf jeden Fall hatte sie ihr ganzes Zimmer mit Postern von ihm tapeziert und hatte jeden Tag zu seinen Liedern gesungen. Und ihr könnt mir glauben, meine Schwester war nicht gerade eine Kandidatin für „Deutschland sucht den Superstar“, und selbst dafür brauchte man nicht sonderlich viel Talent. Eines Tages dann habe ich einen Zeitungsartikel über diesen Bieber gefunden, in dem über sein Drogenverhalten berichtet wurde, welches nicht gerade so positiv war. Da ich meiner Schwester einen Gefallen tun und ihr die Augen öffnen wollte, was für eine Person er wirklich war, zeigte ich ihr den Artikel. Sie flippte regelrecht aus, ob ich denn gar kein Mitleid mit ihm hätte und was die Leute ihm antäten. Meiner Meinung nach tat er sich das selbst an, aber versteh einer die Frauen. Trotzdem hatte ich nicht das Gefühl, dass dieses Mädchen meiner Schwester ähnlich war. Sie schien eher schüchtern zu sein, also das

komplette Gegenteil meiner Schwester. Ich hätte sie so gerne angesprochen. Ob sie mir ihre Telefonnummer wohl gegeben hätte?

Wenn er doch bloss aufhören würde mich anzustarren! Wie sehr wünschte ich mir jetzt ein kleines Stückchen von Marilyn Monroes Verführungskünsten. Ich bin in etwa so verführerisch wie eine Kartoffel. Obwohl, wenn ich so daran denke, stellten Kartoffeln womöglich sogar noch eine grössere Verführung dar als ich. Wer mag schon keine Chips?

Ich sollte vielleicht aufhören übers Essen zu schreiben, denn das könnte den Leser hungrig machen (wenn er nach dem Kommentar über Nutella nicht schon hungrig ist). Ich wollte damit aber nicht sagen, dass diese Geschichte besser ist als ein Nutella-Brot. Gut, nun genug von Esswaren! Zurück zur Geschichte.

Was würde Paul McCartney jetzt wohl tun? Let it be? Und was würde Elvis Presley tun? Würde er trällern: „It`s now or never!“, und sich mit einer charmanten Geste übers Haar streichen? Das half mir leider nicht weiter. Und das hatte nicht nur damit zu tun, dass Elvis schon lange tot war. Er hatte ausserdem bestimmt schon eine Freundin (der Junge, nicht Elvis). Da ich mich ablenken wollte, zog ich mein Italienisch-Buch heraus und lernte einige Wörter für den Test am Dienstag. Doch ich konnte mich einfach nicht konzentrieren. Nicht wenn der Blick des Jungens immer noch auf mir ruhte. Vielleicht war er ein Psychopath oder ein Axtmörder. Ach was! Ich schaute eindeutig zu viele Kriminalfilme. Und dieses Lächeln war einfach zu sympathisch für einen Psychopathen. Wieso sprach er mich nicht an? Na gut, ich sprach ihn ja auch nicht an, aber sollte das nicht sowieso der Mann tun? Oder waren wir heute in einer Zeit angelangt, wo es schon zum Alltag gehörte wenn die Frau dem Mann einen Heiratsantrag machte? Oder der Mann die Arbeit aufgab um sich um die Kinder zu kümmern? Ich hatte ja nichts dagegen, jedoch bin ich in diesen Beziehungen sehr klassisch veranlagt. Feminismus hin oder her. Wieso sollte ich schwere Koffer selber tragen, wenn mich ein Mann höflich darum fragte?

Der Zug hält an. Das ist meine Station. Ich stehe auf. Mist, ich muss gehen.

Mist, sie muss gehen.

Die Tür öffnet sich, kalte Luft bläst mir entgegen. Menschen drängeln, sie sind gestresst. Ich durchquere die Schranken und trete nach draussen. Es hatte begonnen zu regnen. Ich richte den Kopf gegen den Himmel. Dicke Tropfen fallen mir ins Gesicht. Ich hätte ihn ansprechen sollen. Ich hätte. Ich drehe mich um und will wütend davon stapfen, als ich mit jemandem zusammenstosse. Ich blicke auf. Nutellabraune Augen lächeln mich an: „Hallo...“

2. Preis
Kategorie A (1. Klassen)

Anina Salzmann, 1B
Tsunami

Der Name dieses Beitrags kündigt auf einfache, klare und treffende Weise an, was uns erwartet: *Tsunami*. Mit der grossen Welle hat Anina Salzmann ein überaus passendes Thema für ihre Kurzgeschichte gewählt. Das Geschehen von einer Minute (oder weniger) schildert sie dicht und glaubwürdig auf ein bis zwei Seiten. Die sprachlichen Bilder, die dabei entscheidend sind, halten dem Druck der Welle stand, sind gut montiert und vermögen die Story auf dem Trockenen zu halten. Anina Salzmann beschert uns ein atemberaubendes Action-Stück mit bittersüssem Ende.

Mathias Gsponer

Tsunami

Die Welle. Ich sah sie auf uns zukommen, ehe ich begriff, dass es nie wieder so sein würde, wie in diesem Augenblick. Man kann seinem Schicksal nicht entfliehen. Mein Freund Robin nahm mich in die Arme. Ich spürte seinen muskulösen Körper und schmiegte mich an ihn. Auch wenn wir es nicht aussprachen, lag es in der Luft, dass dies vielleicht unsere letzte Umarmung war. Tränen stiegen mir in die Augen, während die 30 Meter hohe Welle in rasendem Tempo auf uns zuschoss.

Die wenigen Menschen, welche mit uns den Strand teilten, kreischten vor Entsetzen und liefen wirr durch die Gegend. Manche sicher mit dem hoffnungslosen Gedanken, sich zu retten. Aber es gab kein Entkommen. Zum ersten Mal stellte ich mir vor, wie es wohl wäre, zu sterben. Würde das Leben befreiend aus mir herausfliessen, oder müsste ich die letzten Momente auf dieser Erde qualvoll erleiden? Angstgefühle stiegen in mir hoch und ich gab mir alle Mühe, sie zu verdrängen. Der gigantische Anblick der Welle raubte mir den Atem. Es sollte nicht mehr lange dauern, bis sie über uns hereinbrechen würde.

„Schatz“, flüsterte mir Robin zögerlich ins Ohr, „egal was jetzt passiert, ich werde dich immer lieben.“ Ich wollte ihm antworten, ihm sagen, dass ich genauso fühlte wie er, ihm wenigstens ein paar zumutende Worte schenken - doch ich brachte keinen Laut über die Lippen. Sprachlos standen wir da, Arm in Arm, während das tosende Geräusch der Welle sich näherte und die letzte, kostbare Zeit verstrich. Sein T-Shirt war von meinen Tränen durchnässt, die still über meine Wangen kullerten. Ängstlich klammerte ich mich an ihn, wie ein kleines Kind an seine Mutter. Die Welle sollte uns nicht trennen, ich wollte ihn um keinen Preis verlieren.

Nur einen Augenblick später änderte sich alles. Ich holte ein letztes Mal tief Luft und schloss die Augen, dann brach das zerstörerische Wasser über uns ein. Die Welle traf mich mit einer gewaltigen Wucht, wie ein unvorstellbar harter Schlag. Ich spürte noch, wie sich mein Freund mit aller Kraft an meinen Arm krallte, aber gegen die enormen Kräfte der Natur hatten wir keine Chance. Das Wasser schleuderte mich wie eine winzige, leblose Puppe umher. Ich konnte nichts erkennen und verlor völlig die Orientierung. Meine Lunge brannte, doch ich widerstand dem Drang, zu atmen. Lange würde ich dies jedoch nicht aushalten. Die Welle trieb mich mit rasender Geschwindigkeit gegen verschiedene Gegenstände, die mittlerweile im Wasser schwammen. Manche fühlten sich gefährlich hart und spitzig an und

hinterliessen blaue Flecken oder gar offene Wunden auf meiner Haut. Plötzlich spürte ich, wie etwas Scharfes, Eiskaltes meine linke Schulter durchbohrte. Ich unterdrückte mit aller Kraft einen Schrei, um kein Wasser zu schlucken. Pochender Schmerz durchströmte meinen treibenden Körper. Ohne etwas zu erkennen, wusste ich, dass stossweise Blut aus meinen zerrissenen Adern floss und eine grosse, klaffende Wunde meine ganze linke Seite zu lähmen schien.

Ich gab mir alle Mühe, den unerträglichen Schmerz zu verdrängen und die Wasseroberfläche zu erreichen. Was würde ich jetzt für nur einen Atemzug frischer Luft geben, nur um nicht in diesem widerlichen Wasser zu ersticken. Das Stechen in meiner Schulter war kaum auszuhalten und raubte mir die ganze Kraft, die mein Körper gerade so dringend benötigte.

Dann hörte ich durch das Wasser den verzweifelten Schrei eines Kindes. In dieser Richtung musste die Wasseroberfläche sein. Trotz meiner heftigen Schmerzen wollte ich ihm unbedingt helfen. Ein Kind, welches doch sein ganzes Leben noch vor sich hatte, sollte nicht einfach so sterben. Alleine würde es diese Flut nicht überleben. Deshalb musste ich für uns beide kämpfen. Neue Hoffnung keimte in mir hoch, denn die Oberfläche konnte nicht mehr weit entfernt sein. So schnell wie es meine verletze Schulter zuliess, schwamm ich in die Richtung, aus der ich den halberstickten Schrei vernommen hatte. Dabei stiess ich gegen weitere Gegenstände, aber das kümmerte mich nicht. Auch das unerträgliche Brennen meiner Lunge hielt mich nicht auf. Ich kämpfte mit meinem ganzen Willen und zwang mich, nicht aufzugeben.

In diesem Moment geschah es. Meine Fingerspitzen durchbrachen die Wasseroberfläche. Ich fühlte einen leichten Luftzug und zog die Luft gierig in meine Lungen. Der Sauerstoff belebte meinen Körper und liess mich hoffen, die Flut zu überleben. Gerade als sich meine Situation zu verbessern schien, erblickte ich einen riesigen Baumstamm, der geradewegs auf mich zukam. Mir blieb kaum Zeit, um zu reagieren. Schon stiess der Stamm gegen mich – und traf meine verletzte Schulter. Der Schmerz durchzuckte mich wie ein Peitschenhieb und ich spürte, wie die Ohnmacht von mir Besitz ergriff. Ich hörte nur noch das Schreien des kleinen Kindes an meiner Seite.

Ich hatte jegliches Zeitgefühl verloren. Als ich aufwachte, fand ich mich in den Armen eines älteren, braungebrannten Mannes wieder. Sofort waren all meine Reflexe hellwach und ich

wollte mich aufrichten. Da überfluteten mich unerträgliche Schmerzgefühle. Meine linke Seite loderte wie Feuer. Und wo war wohl Robin, mein geliebter Freund. Hatte er die Welle überlebt oder... Ich setzte meinen unerträglichen Gedanken ein Ende, bevor sie mich innerlich zerstören konnten. Der südländische Mann redete beruhigend auf mich ein, doch in einer mir unbekannten Sprache. Ich wusste nicht, wo er mich hinbrachte und wie es mit meinem Leben weitergehen sollte, doch ich war zu erschöpft um darüber nachzudenken. So liess ich mich einfach von ihm tragen.

Einige Minuten später hörte ich den lauten Kindesschrei wieder. Vorsichtig hob ich den Kopf und erblickte hinter uns einen jungen Mann, der ein lebhaftes Kleinkind in einem Holzkörbchen hin und her schwenkte. Ein glückliches Lächeln huschte über meine Lippen. Seinem Gebrüll hatte ich mein Leben zu verdanken. Ich war auch erleichtert, dass der Junge in seinem Körbchen die Welle scheinbar unverletzt überstanden hatte.

Die Männer brachten uns in ein nahegelegenes Haus, welches von der Katastrophe kaum beschädigt worden war. Die Räume waren karg eingerichtet und man hatte einige Zusatzbetten hineingestellt, um die Verletzen zu versorgen. Als wir an einem kleinen Zimmer vorbeikamen, sah ich ihn. Er sass auf einem Bett und drehte mir den Rücken zu. Sein T-Shirt war zerfetzt. Den Kopf hielt er zwischen den Händen, als würde er nachdenken. Mein Herz hüpfte vor Freude, mein Freund lebte! Und ich hatte ihn wiedergefunden. Mit gebrochener Stimme rief ich seinen Namen: „Robin – du lebst!“ Ruckartig drehte er sich um. Die Überraschung stand ihm ins Gesicht geschrieben. Mit sichtbaren Schmerzen richtete er sich auf und lief langsam auf mich zu. Sein Gang war hinkend und er schien nur unter grosser Anstrengung in der Lage zu sein, zu mir zu kommen. Trotzdem strahlte er über sein ganzes, von Schrammen übersätes Gesicht. Unter Tränen schloss er mich in seine Arme. Wir hatten beide die Welle überlebt und wieder zueinander gefunden. Das schien mir beinahe unmöglich – und doch war es geschehen.

Das schreckliche Erlebnis wird uns ein Leben lang in Erinnerung bleiben und verbinden. Robin und ich nahmen uns vor, so vielen Leuten wie möglich zu helfen. Vor allem wollten wir die Eltern des kleinen Jungen finden, dessen Geschrei meine Rettung ermöglicht hatte. Aber zuerst mussten wir uns von unseren Verletzungen erholen.

3. Preis
Kategorie A (1. Klassen)

Michelle Stoffel, 1F
Kühle Nächte

Was geschieht mit uns in all diesen Nächten, in denen wir meinen zu schlafen?
Liegen wir einfach nur im Bett mit geschlossenen Augen und träumen?
Oder geschieht dort etwas, im Reich jenseits der Nächte?

Kühle Nächte ist eine bis zum letzten Augenblick bestens unterhaltsame Geschichte voller Fantasie, Spannung und Abenteuer. Mit einer geläufigen, geübten und bilderreichen Sprache nimmt die Autorin Michelle Stoffel die Leserschaft mit in die finstere Welt der Friedhöfe, der zischenden Wesen und furchtbaren Gestalten. Eine fantastische Gruselgeschichte mit einer sich entwickelnden Liebesgeschichte zwischen den beiden Protagonisten und – wie könnte es anders sein - mit Happyend.

Stefanie Ammann

Kühle Nächte

Als Amelia mitten in der Nacht zu ihrem 16. Geburtstag aufwachte, spürte sie, dass Irgendetwas anders war. Sie setzte sich langsam auf und schaute umher. Doch auch als ihre Augen sich an die Dunkelheit gewöhnt hatten, konnte sie nichts Ungewöhnliches feststellen. Also legte sie sich wieder hin und versuchte erneut einzuschlafen. Sie zog die Decke bis zu den Schultern und schloss die Augen, aber schlafen konnte sie nicht. Amelia bekam es mit der Angst zu tun. Tief in ihr wusste sie, dass irgendetwas Eigenartiges geschah. Sie fror und hatte keine Kontrolle mehr über ihren Körper. Irgendjemand oder Irgendwas brachte Amelia dazu aufzustehen, zum Fenster zu laufen und es weit zu öffnen. So stand sie eine ganze Weile vor geöffnetem Fenster, konnte sich weder bewegen, noch schreien. Als sie plötzlich in die Nacht hinein gesogen wurde. Sie wurde von einem Luftstoss mitgerissen und herumgewirbelt. Sie weinte und schrie, bis der Sturm so plötzlich aufhörte, wie er angefangen hatte. Amelia lag auf einem kalten Steinboden und ihr Kopf dröhnte. Zischende Stimmen sprachen mit ihr: „Amy! Amy! Wir haben dich schon erwartet!“ Amelia konnte nicht sehen, wer da mit ihr sprach, aber sie spürte, dass sie nicht alleine war. „Was wollt ihr von mir?“, stotterte Amelia kläglich. Die unsichtbaren Gestalten umkreisten sie, zischten und fauchten. Langsam erkannte Amelia, dass sie in einem Brunnen, einem Schacht oder Ähnlichem gelandet sein musste. „Wir wollten dich! Wir suchten dich! Endlich hast du den Weg zu uns gefunden! Amy! Amy!“, wisperten sie. „Was wollt ihr von mir?“, wiederholte sich Amelia ängstlich. Es kam ihr vor wie ein schlechter Traum, aber doch so unfassbar real. Sie fauchten zurück: „ Du musst etwas für uns erledigen. Draussen – auf eurer Seite.“ „ Wir wollen, dass du uns drei Dinge bringst. Eine grünäugige Katze, eine schneeweisse Eule und ein Drachenei. Du hast fünf Tage Zeit, uns alles zu besorgen oder...“, erklärte eine andere Stimme und lachte gehässig.

Mit einem Schlag lag Amelia wieder in ihrem Bett. Alles tat ihr weh und sie wusste nicht, was passiert war. Doch als es am folgenden Tag wieder dunkelte und eine kühle Nacht hereinbrach, verspürte sie den dringenden Drang in den Wald, hinter ihrem Haus, zu gehen. Sie streifte nächtelang durch die Wälder ohne jegliche Kontrolle über das, was sie tat. Die erste grünäugige Katze, die ihr über den Weg lief, riss sie mit ihren langen, spitzen Eckzähnen. Ein wohliges Gefühl machte sich in ihr breit. Genau wie das Gefühl, als sie eine Nacht später die schneeweisse Eule erwischte. Das Drachenei war schon ein wenig kniffliger,

aber auch das fand sie in der fünften und letzten Nacht. Sie hatte die Aufgabe geradeso geschafft.

Amelia, in ihrem normalen Zustand, war jeden Tag zerstreut und verwirrt. Sie war erschöpft und hatte keine Ahnung, was in all diesen Nächten passierte.

In der sechsten Nacht wurde ihr Blick glasig, ihre Selbstbeherrschung schwand und die zischenden Gestalten holten sie wieder zu sich. „Ah du hast es also geschafft. Sehr schön!“, zischten sie zufrieden in ihre Richtung. Aber sie verlangten noch mehr: „ So, als nächstes bringst du uns fünf Gaben. 345 Säcke Heu, 4 7/8 Pellkartoffeln, 3 Kilo Reissnägel, 99 Eier und 2 Ringfinger einer jungen Frau. Du hast neun Tage Zeit. Sonst ahnst du ja, was passieren wird.“

Amelia fand sich wieder keuchend in ihrem Bett wieder, wie durch einen bösen Traum aufgeweckt. Nach und nach fielen ihr immer mehr Dinge wieder ein. Anfangs hielt sie alles für Teilstücke ihrer Träume, aber nun fing sie an, einen Zusammenhang zwischen den einzelnen Teilen zu sehen und sie war sich sicher, dass sie nicht träumte. Amelia traute sich nicht jemandem davon zu erzählen, aber sie konnte sich einfach nicht erklären, was das sollte. Amelia konnte jede Aufgabe bewältigen. Doch mit der Zeit wurde es immer unerträglicher, da sie sich an immer mehr erinnern konnte. Sie hielt es einfach nicht mehr aus und beschloss, alles ihrem besten Freund Ben zu erzählen. „ Was redest du denn da, Amelia?“, reagierte Ben ungläubig auf Amelias Geschichte. Sie flehte ihn an ihr zu glauben und ihr zu helfen. Schliesslich hatte sie Ben überzeugt. Ben war von klein auf ihr bester Freund und er hasste es, Amelia so zu sehen. Gemeinsam recherchierten sie und erfüllten weiterhin die Aufgaben. Jede Nacht versuchten sie sich aneinander festzuhalten um Ben, auch an den unheimlichen Ort mitzunehmen. Aber es misslang ihnen jedes Mal. Die Wesen wollten nur Amelia. Amelias Angst hielt sich in Grenzen seit Ben Bescheid wusste. Sie war sich sicher, dass sie den ungewöhnlichen Vorkommnissen zusammen auf den Grund gehen konnten. Weder im Internet, noch in Büchern wurden über ähnliche Erfahrungen berichtet. Langsam aber sicher ging es Amelia zunehmend schlechter. Mangelnder Schlaf und Verwirrtheit taten weder ihrer Gesundheit noch ihren schulischen Leistungen gut. Ben wusste, dass er schleunigst eine Lösung brauchte. Er versuchte alles, um mit den Geistern zu kommunizieren. Von Gläserrücken, bis zu geheimen Schwüren und Zaubersprüchen, aber nichts nützte.

Eines Nachts, als Amelia wieder aus dem Fenster gesogen wurde, und im Brunnen landete, geschah etwas Unfassbares. „Zum Glück weiss sie nicht, wie einfach sie den Fluch brechen könnte." „Bitte sagt es mir doch endlich!", flehte Amelia. „Sie müsste doch nur bei Vollmond drei Rüben essen und diesen Jungen küssen. Schwups, schon müsste er uns dienen.", hörte man ganz leise hinter einer Wand murmeln. Alles um Amelia herum zischte und fauchte. Die Gestalten waren ausser sich vor Wut. Nun hatte sich doch tatsächlich einer verplappert. Amelia wurde nach Hause geschickt und sie berieten was nun zu tun war. Amelia wusste nächste Nacht wäre ihre einzige Chance freizukommen. Denn es war Vollmond. Aber das konnte sie Ben doch nicht antun. Sie konnte es ihm auch nicht erzählen, sonst würde er freiwillig gehen. Sie musste selbst so schnell wie möglich eine Lösung finden. „Ich wurde zwar nie von jemandem bei Vollmond geküsst, aber es hat genau an meinem 16. Geburtstag begonnen. Ich muss da wohl rein geboren sein", spekulierte sie. Angestrengt nachdenkend versuchte sie ein Schlupfloch zu finden. Alles Mögliche schoss ihr durch den Kopf: „Ich küsse einfach irgendjemanden. Aber wen? Eine Puppe, einen Teddybären? Das klappt bestimmt auch nicht. Eine Leiche? Das könnte funktionieren. Vielleicht würden sie ihren Irrtum zu spät bemerken." So verrückt die Idee auch war, sie liess Amelia nicht mehr los. Sie entschied sich, Ben davon zu berichten und ihn zu überzeugen. Wie erwartet schlug Ben vor: „Amelia! Ich werde es sonst tun! Du hast es jetzt so lange ausgehalten, da ist es doch kein Problem, wenn ich es solange mache, bis wir eine Lösung gefunden haben." „Aber Ben! Was wenn wir keine andere Lösung mehr finden? Was wenn das die Lösung ist? Wenn wir diese Chance verpassen, bist du vielleicht ewig gefangen! Lass es uns wenigstens versuchen", redete Amelia auf ihn ein. „Okay, wir versuchen es und wenn es nicht klappt, werde ich gehen und wir werden weiter nach einer Lösung suchen", willigte Ben ein. Als sie sich geeinigt hatten, gab es nur noch ein Problem. Wo kriegten sie so schnell eine Leiche her? „Es gibt nur eine Möglichkeit. Wir müssen auf dem Friedhof eine ausgraben", äusserte sich Ben zu dem Problem. „Das ist verrückt. Aber auf die Schnelle die einzige Lösung. Tun wir's!", antwortete Amelia. So bereiteten sie also alles vor, schlichen sich um kurz nach elf aus dem Haus und machten sich auf den Weg Richtung Friedhof. Es war eine kühle Nacht und ihnen war nicht ganz wohl bei der Sache. Aber im Gegensatz zu den anderen Dingen, die sie schon durchmachen mussten, war ein Friedhof ein Klacks dagegen. „Welche Leiche sollen wir bloss nehmen?", grübelte Ben. „Am besten eine, deren Grab verwildert ist, dann vermisst sie niemand und keiner merkt, dass sie weg ist", schlug Amelia vor und sie machten sich an die Arbeit. Ihnen schauderte es und sie

bekamen Gänsehaut, aber sie hatten keine Wahl. Sie schleppten den leblosen Körper ein paar Meter vom Friedhof weg. Sie stiegen auf einen kleinen Hügel, wo sie den Mond gut sehen konnten und von keiner Menschenseele beobachtet wurden. Es war kurz vor Mitternacht und ihre Nervosität stieg ins Unermessliche. Nervös standen sie sich gegenüber. Zitternd fragte Amelia: „Denkst du, es funktioniert?“ „Ich hoffe es“, redete Ben ihr gut zu und streichelte ihren Arm. Und dann war es soweit, es war Punkt Mitternacht. Amelia würgte die Karotten runter, kniete sich auf den Boden und hauchte einen Kuss auf die kalten Lippen. Ben griff nach ihrer Hand und blickte in ihre ängstlichen, dunklen Knopfaugen. Ganz leise standen sie da. Sie hielten den Atem an und warteten darauf, dass etwas geschah. Sie warteten und warteten, doch nichts veränderte sich. Ungewiss beschlossen sie, nach Hause zu gehen. Sie schlichen zurück ins Haus und warteten angsterfüllt darauf, was als nächstes geschah. „Es wird schon alles gut gehen“, flüsterte Ben ihr ins Ohr bevor sie eng umschlungen in einen unruhigen Schlaf fielen. Ben hatte schreckliche Angst um Amelia. Am liebsten hätte er sie nie mehr losgelassen, wenn das etwas genützt hätte.

Als Amelia am nächsten Tag aufwachte, war Ben schon wach und lief ungeduldig im Zimmer auf und ab. „Und? Was ist passiert?“, fragte er besorgt, als er sah, dass sie wach war. Amelia versuchte angestrengt sich zu erinnern. Aber keine verschwommenen Bilder tauchten auf. „Nichts“, hauchte sie. Bens Augen flackerten hoffnungsvoll auf und er sagte: „Amelia es hat vielleicht geklappt!“ Stürmisch umarmte er sie. Doch Amelia hatte Bedenken. „Ich bin mir da nicht so sicher. Was wenn wir sie nur für eine Nacht beschäftigt haben? Was wenn sie mich morgen wieder holen?“, rief Amelia verzweifelt. Ben setzte sich auf ihr Bett und streichelte mit seinen warmen Händen über ihr Gesicht und besänftigte sie: „Und wenn, dann denken wir uns was Neues aus. Und dann werde ich erstmals eine Weile für dich einspringen, bis wir die Lösung gefunden haben. Okay?“ Amelia musste bei seinem zuversichtlichen Lächeln einfach daran glauben, dass es klappen würde. „Okay“, sagte sie erleichtert. Sie war so froh, dass sie das nicht allein durchstehen musste. „So, jetzt gehen wir zur Schule wie normale Teenager. Komm“, forderte Ben sie grinsend auf und zog sie aus dem Bett. Dank ihm war sie zuversichtlich, aber sie wollte sich und Ben vor einer Enttäuschung bewahren, so versuchte sie ihn trotzdem immer wieder ein bisschen darauf vorzubereiten, dass es schief gegangen sein könnte. Sie wollte nicht, dass er verletzt wurde, da sie ihn erst in diese Situation gebracht hatte und sich verantwortlich fühlte. In der Schule konnte sich Amelia einfach nicht konzentrieren. Ständig dachte sie sich neue schreckliche Szenarien aus. Sie hatte schreckliche Angst davor schlafen zu gehen, da sie

befürchtete, dass sie die Geister ziemlich verärgert hatten. Zudem kreisten ihre Gedanken ständig um Ben. Er kümmerte sich so gut um sie. Er war einfach perfekt. Die Lehrerin riss Amelia aus ihren Gedanken und Amelia musste sich wieder dem Unterricht widmen. Als endlich der Gong ertönte, stürmten alle hinaus. Amelia und Ben liefen zusammen nach Hause. Ben ertastete vorsichtig ihre Hand und flüsterte: „Hey, Kopf hoch. Alles wird gut." Amelia blickte in seine schönen Augen und legte ihre Hand auf seine rosige Wange. Bevor sie wusste was geschah, zog Ben sie zu sich heran und gab ihr einen zärtlichen Kuss. Erstaunt hielt Amelia den Atem an und küsste schliesslich zurück. Sie lächelten sich an, Ben nahm wieder ihre Hand und sie liefen nach Hause. Vor ihren Häusern gaben sie sich einen Abschiedskuss, er drückte noch einmal ihre Hand und redete ihr gut zu, bevor er im Nachbarshaus verschwand. Besorgt ging Amelia ins Bett, doch nichts geschah. Voller Freude klingelte sie am nächsten Morgen bei Ben, doch seine Mutter öffnete die Tür. Ben war verschwunden! Amelia bekam Panik und wusste nicht was sie tun sollte. Als die erste Panik verflogen war, war sie nur noch sauer. Sauer auf diese verfluchten, hinterhältigen Wesen, die Ben gefangen genommen hatten. In der nächsten Nacht wurde Amelia wieder von ihnen zu sich geholt. Amelia sass zwischen ihnen auf dem kalten Steinboden. Sie unterhielten sich über einen jungen Mann, doch es ging nicht um Ben. Amelia spürte, dass Ben auch da war. „Was muss ich tun um Ben zurückzukriegen?", rief sie verzweifelt in das Geschnatter. Es wurde still und jemand fauchte: „Du kriegst ihn nicht zurück. Er gehört uns. Für immer!" Boshaftes Gelächter hallte noch lange zwischen den Wänden. Und Amelia kochte vor Wut. Nach langem Überreden und Quengeln von Amelia, brachte der Anführer schliesslich alle zum Schweigen. Er flüsterte: „Es gäbe schon eine Sache, die du für uns erledigen könntest. Dann würden wir es uns vielleicht nochmal überlegen. Ein junger Mann namens Freddie macht uns zurzeit ein wenig Sorgen. Wenn du ihn uns bringst, kann er anstelle von deinem Freund hierbleiben und Ben kann nach Hause gehen." Amelia fiel ein Stein vom Herzen. Sie war sich sicher, dass sie das auch noch schaffen würde. „Du findest ihn in einer Hütte im Wald. Wir führen dich morgen Nacht zu ihm. Wenn du es schaffst ihn K.O. zu schlagen oder ihn sonst irgendwie dazu bringst mit uns zu kommen, kannst du deinen Freund mitnehmen." Alle lachten wieder, doch Amelia war wild entschlossen, alles zu versuchen. In der nächsten Nacht war sie schon bereit, als es um sie herum kalt wurde und sie das Geflüster hörte. Sie wurde durch die kühle Nacht, bis zu der kleinen Hütte geführt. Sie schaute durch das kleine Fenster und sah, dass es wohl doch nicht so einfach werden würde, wie sie gedacht hatte. Sie hatte es hier mit einem muskulösen, finster dreinschauenden Mann zu tun, der nicht so

aussah, als ob er freiwillig mit ihr mitkommen würde. Aber Amelia wusste ganz genau, wie sie es schaffen konnte. Zu ihrem Vorteil war Vollmond, was die Wesen wohl nicht bemerkt hatten. Also entfernte sie sich ein paar Meter vom Haus, legte sich auf den feuchten Waldboden und fing, so laut sie konnte, an zu schreien. Der Mann kam verwundert aus seiner Hütte und versuchte ihr irgendwie zu helfen. Trotz seiner Unmenschlichkeit, bat er sie in seine Hütte. Er hatte keine Ahnung, was er mit ihr anfangen sollte. Also fragte er sie, was los sei und was sie denn hier im Wald mache. Amelia nannte falsche Namen und erzählte verrückte Geschichten, bis er total verwirrt war. Nach einer Weile bat sie ihn mit grossen Rehaugen um drei Karotten. Er brachte sie ihr, verwundert über dieses seltsame Mädchen, dass da in seinem Wohnzimmer sass. Amelia verspeiste die Karotten, als gäbe es nichts Besseres auf der Welt. Als es an der Zeit war, nahm sie all ihren Mut zusammen und küsste Freddie. Mit grossen Augen schaute er ihr hinterher, als sie davon rannte, als wäre der Teufel hinter hier her. Verdutzt bemerkte er, wie er keine Kontrolle mehr über seinen Körper hatte und von furchtbaren Gestalten in ihr Reich mitgenommen wurde. Als alle weg waren, wurde es still im Wald. Doch von Ben war keine Spur. Amelias Erleichterung verflog und sie brach in Tränen aus. Als sie plötzlich eine warme Hand auf ihrer Schulter spürte und Ben hinter ihr flüsterte: „Hey, warum weinst du denn?“ Amelia drehte sich um und fiel im lachend um den Hals. Ben küsste ihre Tränen weg und beruhigte sie. „Komm, lass uns aus diesem Wald verschwinden“, forderte er sie auf und sie liefen gemeinsam aus dem dunklen Wald zurück nach Hause. Erleichtert darüber, dass sie endlich alles hinter sich hatten und wieder vereint waren.

1. Preis
Kategorie B (2. & 3. Klassen)

Sophie Bucher, 2A
Wallis

Der Autorin Sophie Bucher gelingt in ihrem Gedicht *Wallis*, was man sich von guter Lyrik erhofft; sie evoziert Bilder vor dem inneren Auge und vermag es die Seele in Schwingung zu bringen.

Das zweistrophige Gedicht hat eine innovative Form. Die Stärke desselben liegt aber in der Kombination von Worten, welche eigenartige Interpretationen stimulieren. Aus den prima vista sinnverkehrten Konstruktionen („Tiefe Wipfel, hohe Täler, Sonnen im Osten Abschied nehmen“), speist sich die eindrückliche Bildhaftigkeit des Gedichtes.

Der Versuch der Autorin in ihrem Text Charakteristika des Wallis herauszuarbeiten, ohne dadurch Folklore zu produzieren, glückt. Mehr noch schafft sie darin einen intertextuellen Bezug zur Vergangenheit, zur Gegenwart sowie auch zur Zukunft: „Alte Legenden ebnen zukünftigen Sagen den Weg"

Mathias Gsponer

Wallis

Tiefe Wipfel fliessen über hohe Täler, während Sonnen im Osten Abschied nehmen

Wasser benetzen karge Berge und lassen Leben spriessen

Honig in den Hütten und Käse auf den Matten

Lässt Gott Schnee regnen und kalte Winde wehen

Und Tannen ihre Wurzeln tief in der Erde verankern

Werden Sonnenstrahlen geboren und im Sommer ausgereift

Alte Legenden ebnen zukünftigen Sagen den Weg

Spuren, wohin man sieht

Verfärbtes Holz stärkt neue Geschichten und

Der Himmel lässt sie sich erzählen

Verlieben sich Ohren in sprechende Münder

Während Monde schlafende Nächte erhellen und Wälder singen

Heute und Damals, Morgen und Gestern tief verbunden

Schwimmen Wolken über weisse Spitzen

Reist Fremdes durch Altes

Durchsichtige Farben in der Luft

Hinauf und hinunter

Alles im Fluss

2. Preis
Kategorie B (2. & 3. Klassen)

Jeanne Lehmann, 2B
Play

Direkter Einstieg. Stille. Tiefes Grollen von fern. Musikalische Gewitterwolken formieren sich. Steigen mächtig in die Höhe. Der Wind frischt auf. Erste Regentropfen fallen. Blitze zucken. Es donnert. Krachendes Gewitter. Gewaltige Schauer - Beben. Druckabfall und tröpfelndes Ausklingen.

Die Autorin Jeanne Lehmann vollzieht mit *Play* eine äusserst gelungene Betrachtung. Diese ist schön komponiert, bildhaft beschrieben und auf alle Fälle mitreissend. Der Text hat sehr viel Rhythmus, Drive, Power, er lebt. Er pulsiert, drängt den Leser vorwärts, zieht das lesende Auge regelrecht in den Text hinein. Es gilt zudem zu betonen, dass es der Autorin gelingt, das hohe Niveau des Textes vom Anfang bis zum Schluss zu halten.

Mathias Gsponer

Play

Ich atme tief durch, lasse die Luft in meine Lungen strömen, und während ich das gleichseitige Dreieck unter dem Titel drücke, halte ich den Atem an – Play.

In der Stille verschweigt mir die Dunkelheit ihre Geheimnisse, wie ein trüber See seinen Grund verbirgt. Dann – leise, wie ein zarter Windhauch – schleichen sich die Klänge der Gitarre an mein Ohr. Ich schliesse die Augen, und die Dunkelheit, meine Angst davor, was morgen kommen könnte, die Sorgen um meine Liebsten, einfach alles, was mit dieser Welt zu tun hat, wird vom Regen der Worte von mir abgewaschen. Jeder einzelne Tropfen, jede Träne, die ich zurückgehalten habe, fliesst sanft über meinen Körper und löst die bleischweren Ketten aus Sorgen. Mit jeder Sorge, die sich im endlosen Nichts verflüchtigt werde ich leichter – bis jede Last von mir abgefallen ist. Losgelöst von meinem Körper, wandere ich schwerelos auf dem schmalen Grat zwischen Fantasie und Traum. Die Musik durchströmt mich ganz: Die Töne rieseln auf mich herab. Ich spüre den Bass in meiner Brust und das Schlagzeug kitzelt mein Trommelfell. Mein Atem dringt in meine Lungen wie die Klänge der Geige an mein Ohr, fliesst mit der Bewegung des Bogens. Mein Herz schlägt im Takt der Melodien. Ich tanze zwischen den Tönen hin und her. Meine Füsse bewegen sich wie von selbst während das Klavier einen wilden Sturm ankündigt. Dann ist es plötzlich ganz still und mein Herz setzt einen Schlag aus.

Und wieder beginnt der Boden zu beben und nichts steht mehr still. Es wird immer lauter. So laut dass meine Ohren zu schmerzen beginnen und meine Trommelfelle sich anfühlen, als wollten sie gleich platzen. Mein Herz schlägt schneller und lauter. Immer lauter. Und dann, dann ist es zu Ende. Die Musik verklingt. Langsam verschwindet auch das Beben unter meinen Füssen. Ich öffne meine Augen, wische eine Träne weg und lächle. Musik vergeht nicht. Sie verändert sich stetig. Sie wird immer wieder aufs neue erfunden und doch, solange mein Herz schlägt, kenne ich den Rhythmus meiner Musik. Ich werde immer mit einer Melodie durch mein Leben gehen, denn das Leben und die Musik sind gleich: immer vorwärts, nie zurück.

3. Preis
Kategorie B (2. & 3. Klassen)

Anika Ruppen, 3B
Ein besseres Leben

Die wohltuende Gewöhnlichkeit des Themas macht den Reiz dieser Geschichte aus: Die kurze Erzählung *Ein besseres Leben* kommt als romantische Geschichte eines asiatischen Bergbauern daher, der sich entschlossen hat seinem Bergkaff den Rücken zu kehren, in der Stadt sein Glück zu machen und so zu einem Teil des Millionenheeres der Wanderarbeiter wird.

Interessant ist, dass Anika Ruppens Geschichte vom *setting* her beides sein kann: fantasy story oder aktuelle Reportage aus den Bergen Yunnans bzw. den umliegenden Grossstädten Chinas. Dieser zeitlose Charakter der Erzählung gilt es als Qualitätsmerkmal besonders hervorzuheben. Die Autorin verliert sich nicht in der Beschreibung geografisch zu verortender Einzelheiten, sondern erzählt die Geschichte von alltäglichen, sehr menschlichen Erfahrungen. Fast jeder und jede kann sich darin erkennen.

Zudem hat Anika Ruppen ein feines Händchen dafür, Situationen stimmungsvoll zu beschreiben. Sie wählt treffende Worte aus, die wirkungsmächtig sind und malt stimmige Bilder, die es erlauben die Szenerie lesend mitzuverfolgen.

Mathias Gsponer

Ein besseres Leben

Geistesabwesend nehme ich wahr, wie die, über die zurückgelegten Kilometer entstandenen, Blasen an meinen Versen aufplatzen. Warmes Blut benetzt das abgetragene Leder meiner Schuhe. Sie sind verschlissen, die Sohle kaum mehr existierend und ich werde eindeutig keinen weiteren Regenfall mit trockenen Füssen überstehen. Kurz, man könnte glauben, sie seien seit Jahren täglich getragen worden.

Nun, das sind sie tatsächlich. Mein Onkel hat sie aus überbliebener Tierhaut angefertigt. Schuhe herzustellen bedarf tagelanger und mühsamer Arbeit, deswegen werden sie bis zum Verfall genutzt.

Ich spiele mit dem Gedanken, sie einfach auszuziehen und barfuss weiterzugehen, doch der mit leeren Aludosen und Glassplittern übersäte Gehweg rät anders. Den ganzen langen Weg hierher habe ich relativ gut überstanden, also kann mir auch der noch bevorstehende kleine Rest nichts mehr anhaben.

Ehe ich mir bewusst geworden bin, was auf mich zukommt, befinde ich mich inmitten grossen Chaos und Tumults. Um mich herum erstreckt sich eine gewaltige, endlos erscheinende Silhouette von Gebäuden, gigantischer als ein Berg. Ein lautes Gemisch aus Tierlauten, energischen Diskussionen und fröhlicher Musik dringt an mein Ohr. Stadtbewohner fegen durch die Strassen und verschwinden Sekunden später in der Menschenmenge. Tiere, die denen auf den Zeichnungen meiner Grossmutter ähneln, schlendern gelassen durch die Gegend, lassen sich nicht von der Hetzerei der Leute stören. An jeder Ecke entdecke ich aufs Neue kleine Läden und Stände mit köstlich duftenden Leckereien, von denen ich jedoch nur die Wenigstens wiederkenne. Am liebsten würde ich augenblicklich zugreifen, doch mit dem Gedanken an die lächerlich kleine Geldsumme, die ich mit mir führe, halte ich mich etwas enttäuscht zurück.

Dieser Ort ist noch viel imposanter, beeindruckender und schneller, als ich es mir je erträumt habe. Die kolossalen Bauten, die unfassbare Grösse der Stadt scheinen mir unglaublich irreal.

Und erst die Menschen, sie sind so anders. Jedermann hastet gestresst umher, mit gesenkten Köpfen, scheinen keine Zeit zu haben.

Für jemanden, der in einem abgeschiedenen Weiler grossgezogen wurde und diesen bis vor wenigen Tagen nie verlassen hat, wirkt diese aufregende Umgebung wie eine neue Welt.

Mehr als alles andere verkörpert er jedoch eines: Hoffnung.

Dort, wo ich herkomme ist jede Hoffnung verloren. Mein ganzes bisheriges Leben habe ich in Kärglichkeit und Bedrängnis verbracht. Kaum eine Menschenseele hält sich heute noch in den verarmten Berggegenden Asiens auf. Jeder kennt jeden und man lebt von dem, was die Natur zu bieten hat. Vor allen Dingen ist man keines Falls dazu vorgesehen, diese Heimat jemals hinter sich zu lassen. Zuhause wurde kaum von der Stadt erzählt. Ich wusste, dass sie existiert. Das ist alles.

Doch mein Wunsch nach einer Zukunft frei von Armut hat mich von zu Hause weggetrieben. Gegen den Willen meiner Eltern habe ich meine Ziege verkauft und bin gen Westen aufgebrochen. Ich habe mich aufgemacht ins Ungewisse, risikofreudig und in dem Glauben an die Existenz eines besseren Lebens.

Die Schönheit dieser Stadt hat mich in ihren Bann gezogen. Staunend und mit offenen Augen erkunde ich den Ort, den ich in nächster Zeit mein Zuhause nennen möchte. Wie lange und wo genau ich mich hier aufhalten werde ist noch unentschieden. Darüber habe ich mir soweit keinerlei Gedanken gemacht, schliesslich hatte ich keinen Schimmer, was mich erwarten würde.

Während ich mich vollständig der Faszination für diesen wundervollen Anblick hingebe, versinke ich langsam in tiefe Tagträumerei. Wo werde ich diese Nacht verbringen? Wovon soll ich leben? Wird es mir gelingen, einen Job zu finden? Hat mein Leben in der Stadt überhaupt Chancen auf eine Zukunft?

Fragen, die ich bis hierher ignoriert habe, lassen mir schwer ums Herz werden. Nur sehr ungern lasse ich die Realität von meinen Vorstellungen abweichen. Auf meiner ganzen Reise war mir klar, dass der Zeitpunkt kommen würde. Ich wünsche mir, ich hätte diese Angelegenheiten nicht so lange aufgeschoben. Jetzt muss ich mir Mühe geben, mit dieser Situation bestmöglich klar zu kommen.

Mit dem Einbruch der Dunkelheit beginne ich schliesslich, mir ernsthafte Sorgen zu machen. Es würde bestimmt kalt und ungemütlich sein, die Nacht mitten auf der Strasse in einer unbekannten Stadt zu verbringen. Niedergeschlagen begebe ich mich in ein weniger belebtes, ruhigeres Viertel. Ich muss nachdenken. Erschöpft von der anstrengen Reise lasse ich mich auf einer Bank nieder, schliesse die Augen und versuche, wenn auch erfolglos, mich zu entspannen.

Keine zehn Sekunden sind vergangen, als mich überraschend ein greller Schrei aufzucken lässt. Urplötzlich hat sich eine Gruppe Menschen in einem leicht versteckten Winkel angehäuft. Wildes Durcheinander, aufgeregtes Gerede und Gekreische hat sich rasch aus der mit Vogelgezwitscher erfüllten Stille entwickelt.

Dankbar für die Möglichkeit, meinen Kummer für eine Weile verdrängen zu können, springe ich auf und spurte wagemutig zu der Stelle, an der panische Schreie die Luft ersticken. Die Menschenmenge verdeckt die Ursache des ganzen Tumults. Aufgrund meiner nicht sehr vorteilhaften Grösse kann ich von hier hinten überhaupt nichts erkennen. Ich bugsiere mich durch die immer grösser werdende Ansammlung, bis ich nach ganz vorn gelange und abrupt stehenbleibe.

Ein grausames Szenario, das ich nie in meinem Leben vergessen werde, spielt sich vor meinen Augen ab. Auf dem Boden kauert ein schmächtiges Mädchen, keine zehn Jahre alt, dem der Schreck noch tief in den Knochen zu sitzen scheint. Sie wimmert kläglich und zittert am ganzen Körper. An ihrem Arm klafft eine breite, heftig blutende Verwundung. Stark ausgeprägte Abdrücke, angereiht in Form eines Kiefers, weisen auf eine Bisswunde hin.

“Böser Hund...grosser böser Hund!” Ein feingliedriger Mann, den ich zuvor nicht bemerkt habe, kauert dicht an der Seite des Mädchens und drückt ihre gesunde Hand so fest, dass seine Knöchel beinahe die angespannte Haut zerbersten. Ein Paar verzweifelter Augen starrt mich erwartungsvoll an. Bewegungsunfähig stehe ich da, mit aufgeklapptem Unterkiefer, noch immer ausser mir vor Schreck. Ich brauche eine Weile, um mir bewusst zu werden, was sich vor meinen Augen abspielt. Ein Bild, das mir ganz und gar nicht fremd ist.

“Ich kann helfen!”, krächze ich beunruhigt. In meinem Leben habe ich des Öfteren meiner Grossmutter beim Verarzten von Bisswunden, die in den Bergen keine Seltenheit sind, zugesehen.

Kurzerhand knie ich mich dem Mädchen gegenüber auf den kalten Pflasterboden, streife mir mein Halstuch über den Kopf, rolle es zu einer langgezogenen dicken Wurst zusammen und drücke sie mit einem starken Griff auf die Wunde, wobei das Mädchen qualvoll aufschreit. “Das hilft!”, versichere ich mit sanften Worten. Ich blicke in ihre Augen, um ihr Mut zu machen, doch sie sind gefüllt mit Angst und Panik.

Als wäre es ein Instinkt, weiss ich augenblicklich, was in diesem Moment zu tun ist. Ich nehme all meinen Mut zusammen und beginne, womit meine Grossmutter in dieser heiklen Situation schon lange begonnen hätte.

Ich fange an zu singen.

Ein vertrautes Lied, das mich durch meine eigene Kindheit begleitet hat. Zunächst etwas wackelig, doch als sich das Mädchen nach nur wenigen Tönen merklich beruhigt, werde ich selbstbewusster und die Melodie klarer. Der Mann, der sich kaum gerührt hat, traut sich um ein schwaches Lächeln. Ein wohliges Gefühl überkommt mich, ich erwidere seine Geste.

Der Sanitäter, der mittlerweile am Ort des Geschehens eingetroffen ist, bahnt sich einen Weg durch die Menschenmenge. Er lässt sich mit einer bewundernswerten Gelassenheit neben uns nieder. Während er Nadel und Faden zückt zwinkert er dem kleinen Mädchen zu. Alles ist gut.

Ich fühle mich besser denn je bei dem Gedanken, im Leben eines Anderen einen kleinen aber wertvollen Unterschied gemacht zu haben. Zum ersten Mal seit Langem ist sie so nahe, dass ich das Gefühl habe, ich könnte einfach nach ihr fassen und mich für immer an ihr festklammern.

Ich sehe Hoffnung.

1. Preis
Kategorie C (4. & 5. Klassen)

Michael Imhof, 4D
Blühling

Mit *Blühling* ist Michael Imhof eine sehr originelle und auch experimentelle Arbeit gelungen. Gewagt, aber gelungen. Im Jahr, in dem Dada seinen Hundertsten feiern kann, lässt uns der Autor mit an einer wundervollen Ehrerbietung an Dada teilhaben. Was rein formal auf den ersten Blick wie ein Barockgedicht daherkommt, weckt beim Lesen des Titels die Neugierde und entpuppt sich spätestens bei der zweiten Zeile als geniales Spiel mit Lauten und neukreierten Worten. Nicht radikal, nicht anarchistisch, aber herrlich verquer und liebreizend.

Der Autor greift mit grosser Gestaltungs- und Verfremdungslust in den Wortekanon ein, er beeinflusst die Wortwerdung ganz wesentlich und vor allem mit einem lustvollen Gestaltungs-willen. Die Sprache wird dabei nicht durch den Wolf gedreht, vielmehr ist es so, als ob wir durch eine Butzenscheibe auf ein ‚normales' Frühlingsgedicht schauen, das sich durch die Brechung des Lichts in ein impressionistisches Wortgemälde auflöst. Das Erstaunliche an diesem Text ist aber, dass trotz der impressionistischen Form eine klare Story zu Tage tritt, ja diese (nach überwundenen Schwierigkeiten beim Lesen) der Geschichte eine wohldosierte Dynamik verleiht.

Mathias Gsponer

Blühling

Ein kleines Nonsens-Gedicht, inspiriert von Lewis Carroll (Alice im Wunderland)

'S war Blühling.
Das Sonnstirn brahlte vom Himmament
Und hitzte die Leunschen als wob's schon Sommzeit wär.
Das Thermeter andizierte zuweigentlich über dreizig Grad
Und das Glaceis zerschmolz daweg, ehe man es teilwegs hatte veressen kögen.

Die Flotur geblühte in aller Prachtenkeit
Die Halngel stagten hoch auf der Miese.
Die Spertzen flotterten durch die Wifte
Und ergnügten sich an der Springtäne
Und der mit Basser einfüllten Beckale zwunter den Strüschen.

Ein Böstoss hugte über die Witte und liechte die Stälme bezittern
Wähzwischen das mutere Jägtier herzschlossen durch das Kras schlirschte.
Das streiftigerte Katztier nähte sich stetwährend dem argwussten Spatzling
Der auf der Spüre nach Fuhrung über den Groden hüpste
Nicht argfürchtend, was da Schreckbares auf ihn zupich.

Da plötzartig ertöllte ein Knach, eine Portüre war zugefnallt.
Des Räubgers Fangte schackte erstürzt auf und erdeckte den Anfeind.
Jieser verstrebte eileich, seinen Beung noch zu fanggattern und tachte einen Spratz
Doch der Geflogel spwang sich schleugs in die Höft und war ab und daflugs
Noch ehvor der enttrübte Katzer wieneut im Graut landkam.

Vertäuscht kehndte er sich ab und gettete fortweg
Um seine Prallen in ein veranderes Beuttier zu schlenken.
Derdessen späachtete der jungwachsene Mannsch die Szenerisse und lächenste
Denn es war ihm sowauch geluppt, die Hauskatz beim zünftkonnten Jagdfang zu beohen
Als ohl den Spertz vor selbselber zu rettzen.

Blühling war's
Und das Sonnstirn strannte vom Firmel.
Es hitzte die Meunte wie norwöhnlich nur zur Sommzeit
Und liesste das Eicé zwurch die Fände riessen.
'S war Blühling – und schön war's

2. Preis
Kategorie C (4. & 5. Klassen)

Jonas Pfammatter, 5G
Klaviersonate

Die *Klaviersonate* von Jonas Pfammatter vereint zwei Menschen, zwei Schauplätze, zwei Abschnitte, ein Schicksal. Sehr schön ist die Idee mit dem Abschiedsbrief und dem für die Verlassene geschriebenen Klavierstück. Das verleiht dem Stück das gewisse Etwas. Die Konstruktion der literarischen Figuren ist raffiniert zurückhaltend. Man erfährt Auszüge aus der Lebens- und Leidensgeschichte der Frau am Flügel. Persönliches erfährt der Leser nicht. Nur Teile der Geschichte werden beleuchtet, andere Teile bleiben im Hintergrund, unausgesprochen - und schwingen trotzdem mit, verleiten zum Vor- und Nachdenken. Noch weniger erfahren wir vom Briefeschreiber, der über den Pass seiner Geliebten entgegeneilt - vergeblich, wie sich herausstellt. Man möchte ihn anfeuern: schneller, es geht um Leben und Tod. Und man möchte ihn stützen, nachdem seine Welt zusammengebrochen ist. Berührend.

Jonas Pfammatter vermag es mit der *Klaviersonate* glasklare Bilder an die Lesenden heranzutragen. Die Sprache ist dabei schnörkellos. Auf den Punkt gebracht. Wohltuend puristisch. Dabei alles andere als arm - im Gegenteil - sehr präzise formuliert. Der Autor hat die Gabe mit kurzen Sätzen Situationen sehr klar zu umreissen und gleichzeitig Stimmungen zu evozieren. Das zeugt von Talent.

Mathias Gsponer

Klaviersonate

Sie sass alleine im Konzertsaal auf dem schwarzen Klavierstuhl. Die Fenster waren offen. Ein leiser Wind ging durch die Vorhänge. Sie sass nur da, die Augen geschlossen, das Gesicht verzweifelt. Eine Träne floss über ihre Wange. Dann starrte sie auf die Klaviernoten und musste schluchzen. Sechs Jahre waren vergangen. Sechs Jahre in Angst und Zweifel. Vor einigen Tagen jedoch hatte sie einen Brief von ihm erhalten. Darin befand sich ein Abschiedstext und ein Klavierstück, das er für sie geschrieben hatte. Sie hatte nun die Gewissheit, dass er nie zurückkommen würde. Und mit dieser Gewissheit wollte sie nicht leben. Mit feuchten und geröteten Augen schaute sie auf das Stück. Sanft legte sie ihre Hände auf die Klaviatur des Flügels und begann zu spielen. Die Töne füllten den Saal. Das Stück war schlicht und zart. Dann war alles ruhig. Die Frau hatte die Augen wieder zusammengepresst und atmete stossweise. Sie erhob sich und ging zum Fenster. Man konnte die Berge sehen. Man konnte den Pass sehen. Es war Herbst. Sie mochte diese Jahreszeit. Aber nicht ohne ihn. Die Frau schloss das Fenster und verliess den Saal. Alles war vorbereitet. In der untersten Schublade der Kommode war die Pistole ihres Vaters. Mit kalten Fingern nahm die Frau die Pistole und hielt sie an ihre Schläfe. Ein letzter Atemzug.

Ich rannte so schnell ich konnte. Bald würde ich bei ihr sein. Den Pass hatte ich schon hinter mir. Ich mochte mir nicht ausmahlen, was sie alles anstellen konnte. Sie konnte nicht wissen, dass ich entkommen war. Wahrscheinlich hielt sie mich für tot. Ich rannte schneller. Bald würde ich bei ihr sein. Alles würde gut werden. Dann spürte ich einen stechenden Schmerz in meinem Kopf, hörte einen Knall vom Talgrund her. Wusste, was geschehen war. Hielt an. Stand wie gelähmt da. Konnte nicht mehr denken, hatte kalt. Sah mich um, sah einen Bach. Und Bäume. Den weissen Schnee auf den Bergspitzen. Das klare Wasser des Baches. Die Steine im Wasser. Die Sonne wärmte mich. Lief zu einem Baum. Braune Rinde und goldene Nadeln. Der Duft von Schnee lag in der Luft, kalt und frisch. Ich sackte zusammen.

3. Preis
Kategorie C (4. & 5. Klassen)

Joël Zuber, 5G
Alice' Abenteuer im Wunderland

Der Text *Alice' Abenteuer im Wunderland* von Joël Zuber ist dem Roman Alice's Adventures in Wonderland (1865) von Lewis Carroll nachempfunden. Ein gewagtes Unterfangen, doch der Autor schafft es, dem Leser auf wenigen Seiten jene Fülle literarischer und philosophischer Nuancen näherzubringen, die Carrolls Original auszeichnen.

Der Text beginnt mit einem Gedankenspiel über die Zeit („Die Zeit hat für jeden Menschen ein anderes Tempo, und zwar zur gleichen Zeit"), welches in einer zentralen Stelle des Textes, Alices Fall im Tunnel des Kaninchenbaus, wieder aufgegriffen wird. Die Relativität der Zeit („Manchmal verstreicht sie schnell, manchmal quälend langsam") spiegelt der Autor kunstvoll im Bau seiner Sätze wider, die Alices Fall beschreiben. Langsam steigernd von einfachen parataktischen Ellipsen bis hin zu längeren Satzgebilden: „Ich fiel. Lange. Wie ein Vogel flog ich umher. Und es flogen noch andere Dinge herum, seltsame Dinge." Die Art und Weise wie das Spiel mit Absurditäten und Paradoxa bis in die syntaktische Struktur der Sätze greift, ist meisterhaft.

Die Figuren, die Alice trifft und die der Leser aus der Originalvorlage bestens kennt, werden virtuos in die Erzählung eingebunden und eröffnen dem Leser Alices Wunderland als eine „Welt der Träume". Dabei finden sich im Text psychoanalytische Elemente zuhauf – Alices Wunsch zu „fliegen" und einen „Schatz" zu suchen, um ihrem langweiligen Leben zu entkommen, sind nur einige davon. Wie in Carrolls Original ist auch dieser Text ein Eintauchen in eine Traumwelt, in das Freudsche Unbewusste.

„Wo liegt der Unterschied zwischen einer realen und einer fiktiven Geschichte?", fragt Alice schon zu Beginn. "Nothing is real", bemerkte John Lennon, selber ein grosser Bewunderer von Carroll. „Everything is real", möchte man entgegnen. Tatsächlich wird Alices Welt – „Mein Wunderland", wie sie betont – auch zur Welt des Lesers.

Roger Meyenberg

Alice' Abenteuer im Wunderland

(frei nach dem Original von Lewis Carroll)

Die Uhr tickt. Warum regen wir uns darüber auf? Würde die Zeit stillstehen, wenn unsere Uhr nicht mehr ticken würde? Nein, sie rennt uns davon. Und wenn wir sie einzuholen versuchen, altern wir nur noch schneller. Was ist das überhaupt, Zeit? Ist sie wirklich so regelmässig wie das Ticken einer Uhr? Manchmal verstreicht sie schnell, manchmal quälend langsam. Die Zeit hat für jeden Menschen ein anderes Tempo, und zwar zur gleichen Zeit. Wie können wir also sagen, dass die Zeit vergeht, dass die Uhr tickt? Wenn die Zeit plötzlich rückwärts liefe, tickte die Uhr genau gleich, oder etwa nicht? Was spielt es denn für eine Rolle, wann etwas geschieht und wie lange es dauert? Die Geschichte, die ich erzählen werde, spielt in der Vergangenheit. Wenn sie aber in der Zukunft spielte, wäre sie dann weniger wahr? Und wo liegt der Unterschied zwischen einer realen und einer fiktiven Geschichte? Schliesslich erleben wir unsere Gedanken genauso wie die Realität.

Wo soll ich anfangen? In Gedanken versunken lehne ich mich zurück und geniesse die kühle, frische Luft. In der Ferne suchen Surfer nach der perfekten Welle, dem perfekten Moment, der einen Gelegenheit. Meine Medikamente wirken, mir ist überhaupt nicht schwindlig. Und das, obwohl ich auf den Bildschirm schaue und die wenigen Zeilen lese, die ich schon zu Papier gebracht habe. Die Hälfte der ersten Seite ist schon beschrieben. Die andere Hälfte ist leer. Das Blatt ist halb voll und halb leer. Dabei habe ich mit meiner Geschichte noch gar nicht begonnen!

Ich sollte studieren. Das war schon immer klar gewesen. Schon als ich vor dem Kindergarten das Lesen lernte, sah mich die ganze Welt als Professorin. An die Schuljahre kann ich mich nur verschwommen erinnern. Alle sagten, ich sei gut in der Schule. Doch in den Pausen gab es innerhalb unserer Klasse drei Gruppen: die Jungen, die Mädchen und mich. Für die anderen war ich gar nicht da. Für mich waren die anderen nicht da. Ich konnte mir nicht erklären, weshalb sie die ganze Zeit miteinander sprachen. Warum wollte jeder wissen, was der andere tat und konnte nicht einfach sein eigenes Leben leben? Mein Leben fand ich nie wirklich interessant. Die Karriere als Schülerin passt total zu mir, denn sie ist ebenso langweilig wie ich selbst. Lieber würde ich Abenteuer erleben, wie ein Vogel davonfliegen oder einen Schatz suchen, einen lange verschollenen Schatz. Was hat man denn vom Leben,

wenn man nichts erlebt? Ist das dann verschwendete Zeit? Darf man überhaupt die Sekunden zählen oder sollte man unterscheiden zwischen wertvoller und wertloser Zeit?

«Alice?», riss mich meine Tante aus den Gedanken. Offenbar hatte sie irgendeine Frage gestellt. «Sorry», versuchte ich meinen Fehler wiedergutzumachen. Doch die Tante nahm es mir sehr übel, dass ich ihr nicht antwortete. Dabei wusste sie genau, dass ich es nicht aus Mangel an Respekt getan hatte. «Hast du dich schon eingeschrieben?», wiederholte sie ihre Frage. Nach kurzer Überlegung fiel mir ein, dass es um das Formular fürs Gymnasium ging. «Nein», gestand ich, «wir können uns auch im Sommer noch einschreiben.» Natürlich bemerkte sie den Unterton, der sich wie ein Fluch unter jede Silbe schlich, die ich über meine Zukunft in den Mund nahm. «Freust du dich nicht?», fragte sie. Später wurde mir klar, dass ich die nächste Bemerkung besser nicht geäussert hätte. Aber ich bin halt ein ehrlicher Mensch. «Eigentlich bin ich noch nicht sicher, ob ich an diese Schule will. Es gibt so viele andere Möglichkeiten!» «Was willst du sonst tun? Ein kluges Mädchen muss doch studieren!» In diesem Moment fiel im Kopf meiner Tante eine Welt zusammen. Ich stellte mir vor, wie die grauen Zellen in ihrem Gehirn in sich zusammensanken. «Ich will Abenteuer erleben, Schatzsuchen und aus Flugzeugen springen. Ich will etwas aus meinem Leben machen.» «Dann geh zur Schule!», meinte meine Tante stur, während mein Onkel schmunzelte. Für sie war ich schon immer die Verrückte gewesen. Und nicht zu studieren war für sie ebenso verrückt, vor allem, wie ich annahm, weil es meine Idee war. Sie könne die Intelligenz, von der alle sprachen, nicht in mir entdecken. Wer wisse, der rede. Und ich sprach nicht viel. Oft war ich mit den Gedanken an interessanteren Orten oder malte mir Dinge aus, die keinen Sinn ergaben. Ich beschrieb sie oft als Visionen. Warum müssen Visionen denn Sinn machen? Wo liegt der Sinn des Sinns?

Am Samstagabend kam mein Vater. Ihn zu sehen bereitete mir mehr Freude als alles andere. Er hielt mich nicht für verrückt. Er beschrieb mich in den meisten Punkten ganz anders als alle anderen. Einmal hat er gesagt, ich besitze die Gabe, die Welt so zu sehen, wie sie ist. Heute bedauere ich, ihn nie gefragt zu haben, ob er diese Gabe denn auch besässe. Obwohl ich mich nicht erinnern kann, je mit ihm woanders gewesen zu sein als bei uns zuhause, haben wir gemeinsam eine Menge Abenteuer erlebt. Wie so oft nahm er sein E-Book zur Hand, um mir eine Gutenachtgeschichte vorzulesen. Doch ich war schon so verschlafen, dass ich kaum etwas verstand. Es ging um Jass-Karten, eine Uhr, eine Raupe, ein Kaninchen,...

Plötzlich hörte ich etwas in meinem Zimmer. Ich schaltete das Licht ein und da erblickte ich ein weisses Kaninchen, das gerade aus dem Zimmer floh. Gespannt rannte ich hinterher und sah es hinter der nächsten Ecke verschwinden. Dabei fiel mir auf, dass das weisse Kaninchen eine Weste trug und eine goldene Uhr bei sich hatte. Verwirrt folgte ich dem Wesen bis nach draussen. Doch es war kalter Winter und ich hatte keine Jacke mitgenommen. Am Rande des Waldes wartete das Kaninchen auf mich und zeigte energisch auf seine Uhr. War dies der Augenblick, ein Abenteuer zu erleben? Ich nutzte die Gelegenheit und folgte dem Kaninchen, bis es in einem Graben im Erdboden verschwand. Es war ein dunkler Graben. Auch als ich den Kopf hineinstreckte, konnte ich nichts erkennen. Doch anstatt oben zu warten und womöglich zu erfrieren, vertraute ich dem Kaninchen und sprang hinterher.

Einige glauben, dass ich die Grenze zwischen Realität und Fiktion nicht sehe. Doch das stimmt nicht. Mir ist sehr wohl klar, dass es sich bei dem Kaninchen und dem Loch um einen Traum handelte. Ist das aber ein Grund, dieses Abenteuer nicht zu erzählen? Oft sind die Welten in unseren Köpfen viel schöner als die bittere Realität. Wieso sollen wir dann nicht in unserem Traum versinken?

Ich fiel. Lange. Wie ein Vogel flog ich umher. Und es flogen noch andere Dinge herum, seltsame Dinge. Ich sah eine getupfte Harfe, ein mulmiges Sofa, die blonde Statue eines Elefanten, der Essig rauchte, einen von selbst spielenden Flügel, eine trinkbare Nachttischlampe und den Tropfen zählenden Mond im Kleinformat.

Endlich kam ich am Boden an, in einem seltsamen Raum. Der Raum hatte vier Wände mit je zwei Türen. Nur in einer Wand war bloss eine Türe. In der Mitte des Raums stand ein Tisch und auf dem Tisch lag ein Schlüssel. Der Raum wurde von einem Kerzenhalter beleuchtet, der verkehrt rum an der Decke hing. Ich fragte mich gar nicht, was das alles sollte, sondern nahm den Schlüssel und probierte ihn im Schlüsselloch aller sieben Türen aus. Er passte nirgends. Als ich mich wieder dem Tisch zuwandte, lag darauf eine Flasche. Ich legte den Schlüssel auf den Tisch zurück und musterte die Flasche. Was sollte schon passieren? Ich trank die ganze Flasche aus und mir wurde übel. Dann wurde der gesamte Raum auf einmal viel grösser. Oder wurde ich kleiner? Ich wurde so klein, dass ich den Fuss des Tisches als Wohnung hätte benutzen können, wäre er innen hohl gewesen. In diesem kleinen Zustand fand ich an der Stelle, an der ich zuvor keine Tür gesehen hatte, eine Tür, die so klein war, dass ich gerade hindurchpasste. Doch sie war verschlossen und der Schlüssel lag noch immer auf dem Tisch, an den ich nicht mehr herankam. Die Füsse des Tisches waren hölzern und

ungeschliffen, daran wollte ich nicht hochklettern. Aber nun lag unter dem Tisch ein Kuchen, der noch viel kleiner war als ich selbst. Ich fragte mich, ob noch jemand in dem Raum war, konnte aber niemanden entdecken. So ass ich den Kuchen und wurde wieder grösser und grösser und noch grösser, bis ich mich bücken musste, um ganz in den Raum zu passen. Ich griff nach dem Schlüssel und daneben lag zu meinem Glück eine weitere Flasche, die ich trank. Endlich war ich klein und hatte zugleich den Schlüssel, der tatsächlich ins Schlüsselloch passte.

Es öffnete sich mir die Welt der Träume, eine Welt der absurden Geschichten und Fantasien, eine Welt voller Wunder. Ich nannte sie Wunderland. Mein erster Eindruck von Wunderland war ein Wald, der so schön wie verrückt war. Überall standen blaue Bäume und Blumen, die man sich farbiger und grösser kaum träumen könnte. Schaukeltiere und Teddybären flogen durch die Luft. Ein Wiesel pickte einem Haar den Degen. Gekränkte Zettel knabberten mit kleiner Genugtuung den Strom. Wie Ferkel flogen Äste durch Licht. Und in dem Gewirr all dieser Verrücktheit hatte ich mich verlaufen. Wie sollte ich zurückfinden? Würde ich jemals wieder meine normale Grösse erreichen? Ich folgte dem silbernen Rauch bis zu einer Pfeife rauchenden, blauen Raupe.

«Alice?» «Woher kennen Sie meinen Namen?» «Jeder hier kennt deinen Namen. Wir warten seit Jahren auf dich, die Kriegerin, die uns aus der Tyrannei führt.» «Ich bin keine Kriegerin. Wie soll ich euch aus der Tyrannei führen?» «Du bist keine Kriegerin?» Die Raupe war enttäuscht. «Könnten Sie mich wieder normal gross machen?» Und sie konnte. Wer würde eine kleine Raupe schon beachten, wenn man nicht selbst so klein war wie sie? Und doch besass sie die Fähigkeit, mich um das Hundertfache zu vergrössern.

Sie beschrieb mir den Weg zur alten Mühle. Dort hielten der Hüter, der Märzhase und die Tormaus seit vielen Jahren eine Teeparty im Freien ab. Als ich dort ankam, erschrak ich. Sie lallten alle durcheinander und warfen Untertassen umher. Der Märzhase hämmerte mit seinem Löffel auf die Teekanne, die Tormaus warf den Zucker quer über den Tisch und der Hüter übertönte alle mit seinem schlechten Gesang. Sobald sie mich erblickten, verstummten sie. «Alice?», fragte der Hüter. «Bist du es?» «Nun, mein Name ist jedenfalls Alice.» Dann stellten sich auch die anderen vor. «Warum heisst du Märzhase?», fragte ich. Darauf lachte dieser erst mal wie ein Verrückter, bevor er antwortete: «Lieber wär ich schon der Aprilhase, aber einer muss ja der Märzhase sein!» «Und warum heisst du Hüter?» «Sagt das nicht der Name? Ich schneide Hüte!» Er zeigte mir die Mühle, die keine Mühle mehr war.

Alles war zerstört und chaotisch, nur in einer Ecke war es ordentlich und sauber. In dieser Ecke schnitt der Hüter Hüte, grosse Hüte, kleine Hüte, schicke Hüte, praktische Hüte. Doch als wir wieder nach draussen kamen, war es dort ganz still. Die Mühle war umzingelt von Spielkarten. Es waren alle Herz-Karten von Ass bis Bube, wobei der Bube der Anführer der Zahlen war. «Alice?», fragte er, als er mich erblickte. «Nein», log ich entschieden, doch der Herz-Bube gab den Befehl, mich festzunehmen. Im letzten Moment reichte mir der Hüter im Geheimen eine Tasse Tee und einige Würfel Zucker.

Was ist das überhaupt, Gerechtigkeit? Sind wir dazu bestimmt, gerecht zu leben oder sorgen wir für Gerechtigkeit, um unser eigenes Gewissen zu beruhigen? Es gibt auch Menschen, die sich an der Ungerechtigkeit erfreuen.

Die Karten führten mich zum Schloss, in dem die Herz-Königin und der Herz-König grausam herrschten und für Ungerechtigkeit sorgten. Hinrichtungen waren an der Tagesordnung. Die Königin spielte jeden Morgen Golf, mit einem Flamingo als Schläger und einem Igel als Ball. Alle Tiere wurden zum Dienst gezwungen, für den König und seine rechte Hand, den Herz-Buben. Die anderen drei Königspaare waren in den Kerker gesperrt, alle übrigen Karten waren Diener der Herzen. Nur die Kreuz-Königin fehlte. Sie war schon vor langer Zeit entkommen. Nach meiner Ankunft wurde ich ebenfalls in den Kerker gesperrt, doch ich trank den Tee des Hüters und wurde so klein, dass ich zwischen den Gitterstäben hindurchpasste. Draussen ass ich die Zuckerwürfel und wurde wieder grösser.

Das Wunderland war voller Wunder. Wunder sind verrückte, unmögliche Dinge. Und von diesen Verrücktheiten gab es im Schloss am meisten. Obwohl die Gärten mit abgetrennten Köpfen übersät waren und alle bis auf die Herz-Karten fürchterlich litten, erkannte ich ein schauerliches Wunder. In den Gemächern fielen Münzen aus Tüchern. Durch die Fenster der klugen Türme rannten kleinwüchsige Stuhllehnen. Viele der Truhen hatten Nasen wie Kugelfische. Und hinter den längsten Gittern wartete ein fliegender Löwe auf Kälber und Schildkröten. Denn zerquetschte Hunde bemalten Rosen rot, während Ferkel dem Tisch Pfeffer brachten.

Das schreckliche, belanglose und zugleich erlösende Ereignis von Wunderland war, dass die Herz-Königin den Herz-Buben, ihren Geliebten, beschuldigte, eine Torte gestohlen zu haben. Damit bewies sie, dass sie keinerlei Empathie für irgendein Wesen ausser sich selbst kannte. Sollte sich das Gericht gegen ihn entscheiden, würde ihm in der Öffentlichkeit der Kopf abgeschlagen. Sollte sich das Gericht für ihn und damit gegen die Königin entscheiden,

würden stattdessen die Geschworenen den Kopf verlieren. Als Zeuge wurde der Hüter aufgerufen und ich freute mich, ihn wiederzusehen. Doch inzwischen fürchtete ich, dass sich im Schloss herumsprach, ich könne die Alice sein, die den König vom Throne stürzen würde. Sollte dieser das erfahren, würde er mich suchen, finden und einen qualvollen Tod sterben lassen. Mir blieb nur die Flucht.

Ein gewellter Hund brachte mich zum Palast der Kreuz-Königin. Dort war alles weiss. Der Palast war gänzlich sauber und weiss, die Kreuz-Königin selbst war schimmernd weiss und alle ihre Sklaven waren ebenfalls weiss. Der Bosheit der Herzen stand die Güte der Kreuze gegenüber. Die Königin hatte einen Eid geleistet, niemals eine Sünde zu begehen, weder ein scherzhaft beleidigendes Wort noch das Töten einer störenden Fliege. Als ich den Palast betrat, erblickte ich in einer Ecke ein Grinsen. Kurz darauf erkannte ich, dass es von einer Katze stammte, einer grinsenden Katze. Später erklärte mir die Kreuz-Königin, dass ihr Kater ein Gestaltwandler ist, der sich in alle möglichen Wesen verwandeln kann. «Wonach suchst du?», fragte er vertrauensvoll. «Ich suche nichts!», entgegnete ich etwas beleidigt. «Du siehst besorgt aus. Also bist du auf der Suche.» So erzählte ich dem Kater von den Herz-Karten und der Befreiung des Wunderlands. «Weswegen möchtest du das Wunderland befreien?» «Na, weil es mein Wunderland ist! Mein Traum!» Er grinste noch breiter. «Das Wunderland gehört dem König. Möchtest du es wirklich befreien? Oder trachtest du selbst nach dem Thron?» Von einem Augenblick zum anderen löste er sich auf und erschien direkt neben mir wieder. «Wie kannst du wissen, was du tun sollst, wenn du nicht weisst, was du willst?» Gerade als ich etwas erwidern wollte, verschwand der Gestaltwandler endgültig.

Das Kreuz-Königreich war im Begriff, dem Herz-Königreich den Krieg zu erklären. Denn im Palast stand ein Heer aus Schachfiguren, die bereit waren, gegen die Spielkarten der Herzen zu kämpfen. Viele Tiere hatten sich im Palast versammelt, einige davon waren aus dem Schloss geflohen.

«Wir haben einen Vorteil», flüsterte mir die Königin zu und führte mich eine geheime Treppe hinunter in die düsteren Verliesse des weissen Schlosses. Ein majestätisches Tor führte uns in den Spiegelsaal, wo es so dunkel war, dass mich die Spiegel auf sonderbare Weise täuschten. Mein eigenes Antlitz sah ich hinter den Masken des schattenhaften Ekels. In ewigem Russ drehten sich Krähen im toten Eis. Wie kleine Kinder an grossen Klauen drehten, bluteten die Tropfen einsam in den Herbst hinein, während gefrorene Ketten die leise Dürre brachen. Kaum wanden sich die gebrechlichen Blicke um ihren entstellten Sessel,

entwich der wachenden Truhe ein silbernes Schwert. «Dies ist das Schwert der Erlösung», erklärte die Königin. «Nur wer seiner würdig ist, kann es führen. Wirst du es nehmen und an meiner Seite in die Schlacht ziehen?» Mein Blick war gefesselt von der traumhaften Gier. Wortlos und laut streckte ich meine Finger nach der erwartungsvollen Klinge aus. Durstige Macht durchkämmte meine Glieder mit giftigem Zorn. Für mein Wunderland! Was sollte denn passieren? Es war nur ein Traum.

Am Morgen nach meiner Ankunft im Palast erreichte uns ein Bote vom Schloss. Er berichtete, dass der König über Alice Bescheid wisse und seinen Adler freigelassen habe, der nun Angst und Schrecken verbreitete. Und er brachte den Kopf des Hüters. In stiller Übereinkunft knieten wir alle vor ihm nieder, nahmen unsere Hüte ab und legten sie um den abgetrennten Kopf herum auf das weisse Pflaster. Mein Wunderland. Die Uhr tickte. Sollte ich den Adler töten? Minuten verstrichen. Oder den König? Stunden verstrichen. Wen denn nun? Vielleicht sogar Jahre.

Pochende Wut floss aus dem Schwert der Erlösung und ins Schwert hinein. Schneller als tausend Züge sauste die verbrannte Niedertracht durch die Königin hindurch. Entsetzte Fabeln entnahmen dem Wild die sorgsame Stulle, die ich weit entfernt unter der grübelnden Brücke verspürte. Schmerzverzogene Ratten zog ich vor. Bestrebt entzog sich das blinzelnde Grinsen meinem Mondesschein. Warum nicht die schwankende Kindheit von mies gelaunten Knochen abgrenzen? Da konnte ich ja ebenso den Sattel vom Buchstaben trennen! Auf dem Schachbrett rückten haarige Köpfe panisch von dannen. Mit dem Schwert! Wir assen bebrillte Schnäbel direkt aus der Schar und feilten uns dann gegenseitig die Haut von den Dächern. Oder etwa nicht? Um die letzte Figur herum spritzte die glückselige Turmuhr, was der federleichten Sippschaft merklich missfiel. Egal. Wie ich mich benommen um die schreienden Fesseln drehte, wurde ich eins mit der treuen Fülle der Gelassenheit. Ohne durch die Kerze zu kreisen, hielt ich die Nacht in der durchnässten Sonne. Hochnäsige Kirschen hackten auf offenherzigen Schilden herum. Mein Wunderland. Um den braungebrannten Zuchtstall nicht mit der gelegentlichen Sprosse zu entlarven, pinnten Töne bekümmertes Gewebe an einen grauen Strauch. Meines.